

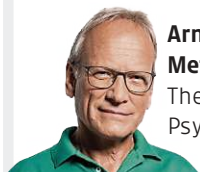


SCHRIFT-ZEICHEN

„Wenn nur das ganze Volk des Herrn zu Propheten würde, wenn nur der Herr seinen Geist auf sie legte!“
Num II, 29

Als China vor 2500 Jahren im Bürgerkrieg versinkt, zerbricht sich der Gelehrte Konfuzius den Kopf darüber, wie er seine Landsleute zu einem neuen Miteinander motivieren könnte. Überzeugt davon, dass alle Auseinandersetzungen im Herzen der Menschen beginnen, in ihren Gedanken und Worten, redet er ihnen ins Gewissen: „Wenn die Worte nicht stimmen, dann ist das Gesagte nicht das Gemeinte. Wenn das, was gesagt wird, nicht stimmt, dann stimmen die Werke nicht. Gedeihen die Werke nicht, so verderben Sitten und Künste. Darum achte man darauf, dass die Worte stimmen. Das ist das Wichtigste von allem.“

Auch die führende Tempelmedizin der griechischen Antike sieht im behutsamen Umgang mit dem Wort das Herzstück ihrer Behandlungen. Nur wenn dabei Sprache im richtigen Ton auch auf das zu hören vermag, was hinter den Worten und zwischen den Zeilen aus Angst nicht gesagt wird, nur dann kann sie wie eine Kur wirken, aus dem Herzen kommen und zu Herzen gehen. Viel mehr wollen Propheten bei den Menschen nicht erreichen. Mehr brauchen wir auch nicht.



Arnold Metznitz,
Theologe und
Psychotherapeut

„Das Hoffen richtet sich auf etwas Gutes“

INTERVIEW. Der deutsche Autor und Altphilologe Jonas Grethlein (46) sprach mit uns über das Prinzip Hoffnung, die christliche Umwertung des Begriffs und die politische Dimension von Zuversicht.

Von Peter Riesbeck

Jonas Grethlein wird 2008 zum Professor für Griechische Literaturwissenschaft an der Universität Heidelberg berufen, da ist er gerade einmal 30 Jahre alt. Für seine interdisziplinären Forschungsarbeiten zum Thema Asyl, Identität und Geschichtsschreibung erhielt der Wissenschaftler zahlreiche Ehrungen, zuletzt 2024 den Leibniz-Preis, die begehrteste Forschungsauszeichnung Deutschlands. In seinem jüngsten Buch „Hoffnung. Eine Geschichte der Zuversicht von Homer bis zum Klimawandel“ befasst sich Grethlein mit Aspekten des Zutrauens vom Altertum bis heute.

Zunächst ein etwas banaler Satz: „Die Hoffnung stirbt zuletzt“, heißt es oft, wenn kriselnde Fußballteams von der Bundesliga bis zur Unterliga gegen den Abstieg kämpfen. Was macht eigentlich die Hoffnung aus?

JONAS GRETHLEIN: Die Hoffnung richtet sich auf etwas Gutes in der Zukunft. Dieses Gute müssen wir für möglich, aber unverfügbar halten. Wenn uns etwas unmöglich erscheint, können wir es uns immer noch wünschen, werden aber nicht darauf hoffen. Und wenn etwas ganz in unserer Hand liegt, müssen wir auch nicht darauf hoffen.

Die Hoffnung grenzen Sie von der Furcht ab.

Sowohl Hoffnung als auch Furcht sind auf die Zukunft bezogen. Letztere erwartet etwas Schlechtes, erstere etwas Gutes.

Der Blick reicht in Ihrem Buch von der Antike bis in die Gegenwart. Überraschenderweise klingt die Hoffnung im antiken Griechenland gar nicht so unbedingt verheißungsvoll. Das Hoffen lenkt nur vom eigenen Handeln ab, so die Befürchtung. Wie ist das zu verstehen?

Hoffnung ist in der Antike ambivalent. Sie wird oft, beispielsweise bei Hesiod, in die Nähe von Illusionen gerückt: Wenn wir hoffen, dann versäumen wir etwas zu tun, um unsere Ziele zu erreichen. Aber antike Autoren betonen auf der anderen Seite auch die motivierende Kraft der Hoffnung: Sie „nährt“ den Menschen, sagt etwa eine Figur bei Sophokles.

Das klingt eher zurückhaltend. Im römischen Verständnis schwang mehr Zutrauen in die Zukunft mit. Was steckt im Lateinischen „spes“ – Hoffnung?

Auch in Rom gab es Skepsis gegenüber der Hoffnung. Autoren wie Seneca und andere Stoiker zählten sie zu den Affekten, die man kontrollieren musste. Zugleich gab es im römischen Kaiserreich einen Kult der Hoffnung. Den haben die Kaiser oft mit der Fortsetzung ihrer Dynastie verbunden.

Die entscheidende, positive Wende im Verständnis von Hoffnung, so ihre zentrale These, kommt erst mit dem Christentum. Inwiefern?

Das Christentum erbt das positive Verständnis der Hoffnung vom Judentum: Man kann auf Gott vertrauen. Zugleich erfährt die Hoffnung eine Neuausrichtung, sie bezieht sich jetzt auf das Reich Gottes und die Auferstehung der Toten.

Sie sehen die christliche Philosophie da in einer jüdischen Tradition. Was ist das Verbindende?

Die grundsätzlich positive Sicht der Hoffnung wurzelt im positiven Gottesbild. Während die griechischen Olympier unberechenbar sind, hat der jüdisch-christliche Gott einen Plan mit seinem Volk. Er mag auch zornig sein, ist den Menschen aber wohlgesonnen.

